

Frank  
Marcinkowski

## Autopoietische System- vorstellungen in der Theorie der Massenmedien

Vorschläge und Einwände

Im Gefolge einiger Pionierarbeiten der frühen 90er Jahre (Spangenberg 1993, Marcinkowski 1993, Blöbaum 1994), in denen versucht worden war, Begriffe und Konzepte der neueren soziologischen Systemtheorie für die Theorie der Massenmedien fruchtbar zu machen, hat sich bis zum Ende des Jahrhunderts ein beachtlicher Fundus einschlägiger Diskussionsbeiträge angesammelt, unter denen die Reaktionen von Niklas Luhmann (1996; 1997, 1096–1109) besondere Aufmerksamkeit erregt haben. Ist bei Luhmann selbst durchaus Sympathie für die Idee der Konzeptualisierung von Massenmedien als autopoietischem Funktionssystem der modernen Gesellschaft erkennbar geworden, hat die – je nach Standort – gefeierte oder gefürchtete „Autopoietisierung“ der Medien gerade innerhalb der Kommunikationswissenschaft nicht nur Epigonen, sondern auch vehemente Kritiker hervorgebracht und nicht zuletzt einer (Wieder-)Belebung handlungstheoretischer Konzepte der Journalismusforschung (Baum 1994, Neuberger 1996) Vorschub geleistet. Aber auch unter denen, die innerhalb des autopoietischen Paradigmas argumentieren, herrscht keineswegs Einigkeit in der Frage, wie das Mediensystem unter systemtheoretischen Vorzeichen im Detail beobachtet und beschrieben werden muss.<sup>1</sup> Die nachfolgenden Bemerkungen beziehen

<sup>1</sup> Dem gewissermaßen vorgelagert ist die Frage, ob man das Konzept der Autopoiesis im fachfremdem – nämlich sozialwissenschaftlichen – Kontext überhaupt verwenden soll. Hierzu hat sich namentlich Humberto R. Maturana, der Erfinder des Begriffs, dezidiert geäußert. Maturana verwendet den Begriff der Autopoiesis ausschließlich zur Definition und Abgrenzung des Lebendigen. Soziologische Analogieschlüsse, wie sie Niklas Luhmann entwickelt hat, überzeugen ihn demgegenüber nicht. Maturana beharrt (als Nicht-Soziologe) vielmehr darauf, dass sich das Soziale durch andere Merkmale treffender charakterisieren lässt, als durch die Behauptung, alles Soziale ist im wesentlichen ein selbsterschaffendes Kommunikationsnetzwerk. Letztlich scheint ihm der Mensch, seine Einstellungen, Wünsche, Interessen und das daraus resultierende Handeln zur Charakterisierung des Sozialen unverzichtbar. Die Vorstellung einer Gemeinschaft (auch einer Theorie von Gemeinschaft), die das Individuum mundtot macht, ausschließt, negiert, scheint ihm vor dem Hintergrund autobiographischer Erfahrungen mit der Diktatur in seinem Heimatland unerträglich. Nüchtern betrachtet zielen diese Argumente allerdings auf den Entdeckungs- bzw. (potenziellen) Verwendungszusammenhang des Konzepts und scheinen mir insoweit im Begründungszusammenhang soziologischer Theorie von untergeordneter Bedeutung.

Stellung zu einigen der dabei sichtbar gewordenen Streitpunkte und sollen insoweit auch zur Präzisierung von Positionen beitragen, die der Verfasser in den vergangenen Jahren wiederholt vorgetragen hat.

## Funktionsproblem

Von grundlegender Bedeutung ist zunächst der Hinweis, das gesellschaftliche Funktionsproblem, mit dem auf die Ausdifferenzierung des Systems der Massenmedien reagiert wird, sei bisher noch nicht klar benannt. Träfe die Kritik zu, geriete die ganze Konstruktion ins Wanken. Tatsächlich lässt sich der Vorwurf bei genauem Hinsehen kaum halten. Sowohl Luhmann als auch Marcinkowski gehen bei ihren Überlegungen von der Riskanz und Anfälligkeit einer primär unter funktionalen Gesichtspunkten differenzierten Gesellschaft aus. Eine solche Formation, die ihren inneren Zusammenhalt nicht von einer hierarchischen Spitze aus beziehen kann, muss ständig um das Auseinanderdriften ihrer egoistischen Sonderperspektiven und Sondersprachen fürchten. Daran lässt sich die Überlegung knüpfen, dass gleichwohl in jedem Gesellschaftssystem Vorsorge dafür getroffen werden muss, dass sich gesellschaftliche Kommunikation auch thematisch auf sich selbst beziehen lässt, Gesellschaften also „imaginäre Konstruktionen der Einheit des Systems“ (Luhmann 1997, 866) als Rahmenbedingungen der eigenen Kommunikation erzeugen und verwenden. Für diese Aufgabe, so lautet die Annahme, wird ein eigenständiges Funktionssystem ausdifferenziert, nämlich das System der Massenmedien. Sein Funktionsproblem ist die permanente Selbstbeobachtung und Anfertigung einer Selbstbeschreibung als (thematischer) Rahmen gesellschaftsintern möglicher Kommunikation. Sie macht unwahrscheinliche Kommunikation (und damit die Reproduktion der Gesellschaft) generell wahrscheinlicher, weil sie einen Entwurf von Welt allgemein zugänglich macht, der von jeder Kommunikation vorausgesetzt werden kann und nicht mitproduziert werden muss. Nun könnte man darüber streiten, ob eine solche Weltbeschreibung nicht auch in anderen Funktionsbereichen der Gesellschaft angefertigt wird und auf dieser Basis die Exklusivität des medialen Funktionsproblems bestreiten. Als Konkurrenten kämen in dem Falle etwa die Kunst oder die Wissenschaft in Frage und tatsächlich ist gar nicht auszuschließen, dass jede Gesellschaft eine Mehrzahl von Selbstbeschreibungen verfügbar hält. Die Besonderheit massenmedialer Konstruktion läge neben ihrer sachlichen Beliebigkeit und der Besonderheit der Themenbehandlung vor allem im ungeheuren Inklusionspotential der Massenmedien. Denn auf der Ebene der Beteiligung von Menschen an der Funktionserbringung

ist das Mediensystem das bei weitem inklusivste Sozialsystem moderner Gesellschaften und zweifellos inklusiver als Wissenschaft oder Kunst. Und schließlich kann die Argumentationskette noch einen Schritt weitergeführt werden: denn die Funktion der Massenmedien besteht nicht nur darin, dass sie eine Beschreibung der Gesellschaft verfügbar macht, sie besteht vor allem darin, dass sie diese Beschreibung beobachtbar macht. In den Medien kann man beobachten, wie man von anderen beobachtet wird. Medienrealität eröffnet damit allen Beobachtern in der Gesellschaft einen Zugang zum Modus der Beobachtung zweiter Ordnung und zur Reflexion. Reflexiv sind Systeme insoweit, als sie die Folgen ihres Operierens in der Umwelt und den Systemen ihrer Umwelt durch die Rückwirkungen auf sich selbst kontrollieren und als Konsequenz dieser Beobachtung die eigenen Möglichkeiten beschränken. Die Medienfunktion besteht folglich nicht darin, dass sie teilsystemische Abstimmung aktiv herstellt, wie die ältere Theorie dies noch fordert („Integrationsfunktion“), sondern darin, dass sie als Bedingung ihrer Möglichkeit fungiert, in dem sie den Aufbau von Reflexionskapazität bei den Teilen ermöglicht (vgl. dazu ausführlich Marcinkowski 2001).

## Systemgrenzen

Ein zweiter Kritikpunkt knüpft unmittelbar an die Frage des Funktionsproblems an: die mangelnde Erkennbarkeit der Systemabgrenzung. Wenn man ein Funktionssystem als den Zusammenhang aller Kommunikationen bezeichnet, die sinnhaft auf ein spezifisches Bestandserfordernis der Gesellschaft bezogen sind, dann ist die Klärung der Funktion unabdingbare Voraussetzung der Grenzziehung. In dem Zusammenhang wird vermutet, gerade der Luhmannsche Entwurf würde zur näheren Bestimmung des Mediensystems zu stark auf die technischen Verbreitungsmedien zurückgreifen, die in ihm verwendet werden (vgl. etwa: Kohring 2000).

Eine alternative Lesart besteht darin, die Medientechnik als eine Bedingung der Besonderung publizistischer Kommunikation zu verstehen, unter anderem, weil sie es erlauben, Themen nach eigenen Routinen auszuwählen und zu bearbeiten um sie anschließend einer spezifischen Karriere auszusetzen. Gerade weil technisch verbreitete Kommunikation nicht unmittelbar beantwortbar und insoweit keine Interaktion ist,<sup>2</sup> kann sie sich im Gegenteil aus den Interaktionskontexten des täglichen Le-

<sup>2</sup> Wie in dem Zusammenhang die digitalen, „interaktiven“ Online-Medien einzuschätzen sind, ist eine der vielen offenen Fragen, über die zu diskutieren wäre.

bens lösen und eine besondere (und abgesonderte) Art der Codierung und Programmierung von Kommunikation praktizieren. Außerdem zwingt die Technik zu programmierter Selektion, denn durch die Entwicklung technischer Kommunikationsmittel potenzieren sich Kommunikationsmöglichkeiten und das führt zu einer noch schärferen Selektion dessen, was dann tatsächlich mitgeteilt werden kann, also zu eigenen Selektionskriterien. Und es ist diese Art der Codierung, die die Identität des Systems ausmacht, nicht etwa die Technik.

Der Sinngehalt, den diese Form der Kommunikation mitführt, ist nicht der technische Akt der Publikation, sondern die Unterstellbarkeit des Bekanntseins bzw. das Bekanntsein des Bekanntseins von Themen und Beiträgen. Rein technisch gesehen erhöhen Verbreitungsmedien lediglich die soziale Reichweite von Kommunikation und steigern insoweit das Inklusionspotential des Systems. Zugleich wird aber Kommunikation anonymisiert.<sup>3</sup> Im Falle von Printmedien kann man nicht genau wissen, wer welche Texte wann gelesen hat, und im Hinblick auf elektronische Medien, wer wann was gesehen oder gehört hat. Das heißt aber, man kann zunächst gar nicht anders, als die Bekanntheit publizierter Sachverhalte zu unterstellen und dann beobachten, ob Kommunikation mit dieser Erwartung fortgesetzt werden kann. Und auf der anderen Seite kann man sich dem Druck kaum entziehen, über Themen zu reden, die allgemein als bekannt unterstellt werden. Man wird das auch dann versuchen, wenn man nur vage ahnt, wovon die Rede ist, und man wird versuchen, beim nächsten Mal besser vorbereitet zu sein. Um das auszudrücken, wurde auch vom symbolisch generalisierten Erfolgsmedium „Publizität“ gesprochen. Exakt in diesem Sinne sind publizistische Systemgrenzen als Sinn- grenzen etabliert.

### **Autonomie vs. Abhängigkeit**

Schwer vermittelbar ist schließlich auch der Gedanke autonomer Verfügung über die eigenen Operationsgrundlagen in einem autopoietisch gedachten Mediensystem. Die klassische Theorie war es gewohnt, die Medien im Hinblick auf ihr Verhältnis zu den übergeordneten Bezugssystemen zu definieren, für das im Falle des (öffentlich-rechtlichen) Rundfunks an erster Stelle die Politik, im Falle des privatwirtschaftlich organisierten Printsektors zuvorderst die Ökonomie in Frage kamen. Auf der anderen Seite wurden dem gesamten Mediensystem, also auch seinen

<sup>3</sup> Dies wiederum gilt für Online-Kommunikation in gleichem, wenn nicht in gesteigertem Maße.

kommerziellen Teilen, politische Funktionen zugeschrieben und mit der Zulassung privater Veranstalter wurden auch im Rundfunksystem Kriterien der Wirtschaftlichkeit implementiert. Das führte allerdings nicht zur Verunsicherung von derlei Dependenztheorien, sondern zu der heute weithin geteilten Annahme, der Rundfunk habe lediglich sein Referenzsystem gewechselt und werde nunmehr, genau wie die Printmedien auch, nicht mehr von der Politik, sondern von der Wirtschaft dominiert. Mit der Annahme einer „Kommerzialisierung“ des gesamten Mediensystems wird diese Beobachtung auf den theoretischen Begriff gebracht. Systemisch gesprochen hätten wir es bei den Massenmedien insoweit lediglich mit einem Anwendungsfall von Wirtschaft zu tun.

Demgegenüber hat eine autopoietische Medientheorie die These zu verteidigen, dass operativ geschlossene Kommunikationssysteme allenfalls wechselseitig resonanzfähig sind, aber keinesfalls extern beherrschbar. Unbefriedigend bleibt dabei zweifellos, dass mit Konzepten wie Irritation und Resonanz bisher lediglich hoch abstrakte Thesen über tatsächliche Wechselbeziehungen von publizistischem System und Umweltsystemen wie Wirtschaft oder Politik formulierbar sind, was die Erklärungs- und Prognosekraft des Ansatzes im Einzelfall erheblich einschränkt. Die relativ groben Analysen der Resonanzfähigkeit der Systeme füreinander verleiten dabei tendenziell zu reduktionistischen Annahmen über ihre wechselseitigen Einflusschancen, die dann nicht selten von drastischen Beispielen für Intersystemeffekte überrascht werden. Darüber hinaus wird die These von der operativen Schließung immer wieder in der Weise missverstanden, als verneine sie jegliche Kontaktmöglichkeit zwischen den Systemen. Dazu trägt auch der Umstand bei, dass das Konzept der strukturellen Kopplung von Systemen, mit dem an dieser Stelle gearbeitet werden müsste, nach wie vor als nicht hinreichend ausgearbeitet gilt, ein Mangel, der freilich nicht allein der systemischen Medientheorie anzulasten ist.

Am intensivsten wurde bisher das Verhältnis von Mediensystem und Politik behandelt. Eine differenzierte Betrachtung der Publizistik/Politik-Beziehungen auf den Referenzebenen Interaktion, Organisation und Gesellschaft steht allerdings auch für diesen Fall aus. Erste Versuche bezogen sich vornehmlich auf die Makroebenen und nahmen insoweit die Frage einer spezifisch publizistischen Codierung in den Blick. Auch wenn hierüber keine Einigkeit unter den Beteiligten besteht, liegen doch immerhin diskutabile Entwürfe vor. Danach orientieren die Massenmedien, wie alle anderen Funktionssysteme moderner Gesellschaft auch, ihre Umweltbeobachtung an einer exklusiven Sonderperspektive, nämlich an dem Gesichtspunkt ihrer unbedingten Präferenz für Information (Luhmann 1996, ebenso Blöbaum 1994) bzw. an der Akzeptanz gesellschafts-

weit unterstellbarer Bekanntheit von ausgewählten Sachverhalten als Themen publizistischer Kommunikation (Marcinkowski 1993). In beiden Fällen hat man es im Hinblick auf die Machtkommunikation von Politik mit deutlich unterscheidbaren Leitwerten zu tun.

Auf der Ebene publizistischer Organisationen führt die Beobachtung systeminterner Differenzierung der Kriterienstruktur in Form dauerhaft verfestigter Programmbereiche zur Erklärung relativ enger Kopplungen von Massenmedien und Umweltsystemen, wobei Publizistik und Politik offensichtlich über den politischen Journalismus (bei Luhmann der Programmbereich „Nachrichten und Berichte“) gekoppelt sind (vgl. Marcinkowski/Bruns 2000; Luhmann 1996, 53–82).

Interaktionsbeziehungen zwischen Politikern und Journalisten wurden bisher nicht als Beispiel struktureller Kopplung angeführt. Offenbar sind Interaktionssysteme zu flüchtig, um dauerhafte, strukturell angelegte Beziehungen zu erklären. Der gelegentliche, meist buchstäblich „vorübergehende“ Kontakt zwischen Journalisten und Politikern, so wichtig er im Einzelfall auch sein mag, scheint jedenfalls zu unbeständig, um Interaktionssysteme darauf aufzubauen. Das hängt mit der hohen Störanfälligkeit des Anwesenheitsprinzips zusammen. Wenn Politiker verhindert sind oder Vertraulichkeit vereinbaren, können die Journalisten nur noch miteinander fachsimpeln. Die Bedeutung solcher Interaktionen, soweit sie denn zustande kommen, liegt darin, dass die Teilnehmer sich in der Interaktion aus den Rollenerwartungen lösen mögen, an die ihre Kommunikation innerhalb der Funktionssysteme gebunden wäre: Wenn der Journalist zusagt, nicht gleich zu veröffentlichen, mag er Mitteilungen erhalten, die der Position (Macht!) seines Gesprächspartners nicht unbedingt zuträglich sind. Das heißt, jenseits funktionaler Kommunikationsbezüge kann über andere Themen anders gesprochen werden. Damit baut die Interaktion freilich hohe Erwartungshaltungen auf, nämlich die, das genau das auch getan wird. Werden solche Erwartungen wiederholt enttäuscht, bricht die Interaktion auseinander.

Insgesamt ist die Ablösung des Mediensystems von politischen Imperativen gerade vor dem Hintergrund medialer Expansion, Differenzierung und Komplexitätssteigerung auch empirisch relativ leichter vermittelbar. Schwieriger liegt der Fall mit der sogenannten „Kommerzialisierung“, die einer medialen Verselbständigung so offensichtlich zu widersprechen scheint. Hier verführt die Bedeutung des Mediums Geld für Ausbildung und Bestand von Organisationen und die Bedeutung der Organisation für die Spezialisierung der Funktionssysteme viele Beobachter dazu, alle zentralen Gesellschaftsbereiche (nach der CDU-Affäre unter Einschluss der Politik) als wirtschaftlich dominiert anzusehen. Unter systemtheoretischen Vorzeichen muss freilich zwischen dem „Erfolgsmedium“ des

Funktionssystem und dem Medium Geld als Voraussetzung der Organisationsbildung im System unterschieden werden, um nicht weite Bereiche, darunter das System der Massenmedien umstandslos als Wirtschaft zu beschreiben. Das man eine Zeitung verkaufen muss, wenn man sie unterhalten will, ist selbstverständlich richtig und gilt im übrigen so lange, wie es überhaupt publizistische Medien gibt. Aber dieser Verkauf ist keine publizistische Operation, sondern eine ökonomische. So viel Differenzierungsvermögen muss man unterstellen können. Wer am Kiosk eine Zeitung aus dem Ständer nimmt und das passende Geldstück auf die Theke legt, der wird verstanden, auch wenn kein einziges Wort gefallen ist. Man kann insoweit von gelungener Kommunikation sprechen, aber einer Kommunikation, die ausschließlich der Autopoiesis der Wirtschaft nutzt und eben keine publizistische Kommunikation ist. Was die Zeitung mitteilt, was der Nutzer liest und welche Information er aus dem Gelesenen generiert, kann dem Kioskbesitzer im Prinzip egal sein, ebenso wie dem Verleger. Für den Leistungsbereich der Publizistik (Journalismus) ist die Information freilich wichtig, aber nicht unter ökonomischen Gesichtspunkten, sondern um zu sehen, woran man mit der nächsten Ausgabe erfolgreich anschließen kann. Das Medium Geld und der Zahlungsvorgang selbst liefert zu diesem Prozess jedenfalls keinen operativen Zugang. Natürlich mag es für Gründung und Unterhalt eines Mediums ökonomische Motive geben. „Neue Medien“ entstehen, weil und solange man damit Geld verdienen kann. Aber dieses Motiv allein reicht keineswegs aus. Um gelungene oder gar erfolgreiche (folgenreiche) Kommunikation zu initiieren, sind journalistische Orientierungen unverzichtbar. Denn der erste Blick am Kiosk gilt nicht dem Preis einer Druckschrift. Man liest bestimmte Zeitungen und nicht andere aus Gründen, die die Kommunikation selbst mitliefert, nicht der Geld- bzw. Kostenmechanismus. Weder auf der Sender- noch auf der Empfängerseite dirigieren ökonomische Kriterien den Erfolg publizistischer Kommunikation.

Ist der Journalismus insoweit autopoietisch? In der Form scheint mir die Frage falsch gestellt. Welche Einsichten resultieren, wenn man sich entschließt, Journalismus und Medien als autopoietisches Sozialsystem zu beschreiben? Die Frage gilt es zu beantworten. Und es ist dabei bewusst zu halten, dass und wie die Verhältnisse sich ändern, wenn man sie mit anderen Mitteln beobachtet. Es kann auch in der Medien- und Journalismustheorie nicht darum gehen, nicht-autopoietische Sichtweisen zu ersetzen oder gar zu eliminieren. Es geht um das Angebot einer „Sehhilfe“, das nur dann angenommen zu werden verspricht, wenn es an undurchsichtigen Stellen mehr Klarheit zu schaffen vermag. Die bisherigen Erträge des systemtheoretischen Diskurses – so unvollständig sie noch lange Zeit bleiben werden – stimmen diesbezüglich optimistisch.

*Literatur*

- Baum, Achim, 1994: Journalistisches Handeln. Eine kommunikationstheoretisch begründete Kritik des Journalismus, Opladen.
- Blöbaum, Bernd, 1994: Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen.
- Kohring, Matthias, 2000: Komplexität ernst nehmen. Grundlagen einer systemtheoretischen Journalismustheorie, in: Löffelholz, Martin (Hrsg.), Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch, Opladen, S. 153-168.
- Luhmann, Niklas, 1996: Die Realität der Massenmedien. Opladen.
- Luhmann, Niklas, 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bde. Frankfurt/M.
- Marcinkowski, Frank 1993: Publizistik als autopoietisches System. Opladen
- Marcinkowski, Frank 2001: Massenmedien und die Integration differenzierter Gesellschaften: Was leistet Reflexion? In: Imhof, Kurt/Blum, Roger/Jarren, Otfried (Hrsg.): Medien und Integration. Mediensymposium Luzern, Bd. 7, Opladen (in Vorb.).
- Marcinkowski, Frank/Bruns, Thomas, 2000: Autopoiesis und strukturelle Kopplung. Inter-Relationen von Journalismus und Politik, in: Löffelholz, Martin (Hrsg.), Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch, Opladen, S. 209-223.
- Neuberger, Christoph, 1996: Journalismus als Problembearbeitung. Objektivität und Relevanz in der öffentlichen Kommunikation, Konstanz.
- Spangenberg, Peter, 1993: Stabilität und Entgrenzung von Wirklichkeiten. Systemtheoretische Überlegungen zu Funktion und Leistung der Massenmedien, in: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Systemtheorie: Positionen, Kontroversen, Perspektiven, Opladen, S. 66-100.